

# DAS BOLO IST DAS HEIM DES IBU AUF DEM RAUMSCHIFF ERDE

P. M. Geboren 1946 in Wil, Kanton St. Gallen. Gymnasiallehrer. Mitbegründer von ATLASS, einer 68er-Initiative im Kanton Thurgau. Verfasser von «bolo'bolo» und anderen utopischen Schriften über das Leben im urbanen Dschungel. Arbeitet und wohnt in Zürich.

Ich wuchs in Wil auf, später zogen wir nach Romanshorn im Kanton Thurgau. Mein Vater war Bähnler, und meine Mutter machte alles Mögliche. Sie ging bei den Bauern hausieren mit Lederartikeln, Wäsche für die Aussteuer und Teppichen. Sie war selten zu Hause. Ihre Mutter war eine Zigeunerin oder Jenische, wie die Zigeuner bei uns heissen. Als Kind wurde sie ihren Eltern weggenommen, um sie sesshaft zu machen. Mein Vater war auch viel weg, weil er bei der Bahn als Kondukteur und dann als Zugführer arbeitete. Er hatte unregelmässige Arbeitszeiten. Manchmal musste er am Morgen um vier aufstehen und kam um vierzehn Uhr wieder nach Hause. Am Nachmittag schlief er, und wir mussten still sein. Mein Bruder und ich hatten ein Kindermädchen. Das würde man nicht denken, denn wir lebten in absolut proletarischen Verhältnissen. Aber weil die Eltern arbeiteten, ging das in den Fünfzigerjahren nicht anders. Wir erlebten viele Kindermädchen und hatten es meistens gut mit ihnen. Wir waren aber immer froh, wenn die Eltern zu Hause waren. Einen besonderen Familiensinn entwickelte ich nicht. Schon früh hatten wir Buben einen Schlüssel. Wir kochten alleine und schauten füreinander. Autonomie war ganz wichtig. Man muss alles selber können. Mutter brachte uns bei, dass man die guten Sachen im -Leben geniessen soll. Wann immer Neues und Preiswertes auf den Markt kam – die -ersten Jeans oder die lustigen Hula-Hoop-Reifen –, erhielten wir die Sachen. Als eine der ersten Familien in unserer Genossenschaftssiedlung hatten wir einen Fernseher. Bis heute ist mir diese Lust auf leichten Konsum geblieben.

Vater wuchs in Arbon im Kanton Thurgau auf. Mein Grossvater hatte dort als Metallarbeiter in der Textilmaschinenfabrik Hamel gearbeitet. Meine Grossmutter war Serviertochter. Mein Vater liess sich zum Mechaniker ausbilden, bevor er zur Bahn ging. In Genf war er während des Zweiten Weltkriegs Mitglied bei der verbotenen *Kommunistischen Partei*, nachher bei deren Nachfolgeorganisation PdA, der *Partei der Arbeit*. Nach dem Einmarsch der sowjetischen Truppen in Ungarn und dem Bekanntwerden der Schrecken des Stalinismus trat er aus der PdA aus und wurde Mitglied der *Sozialdemokratischen Partei*. Er fühlte sich nie ganz wohl in der sp, doch es gab für ihn nichts Gescheiteres. Mutter machte in einer Gewerkschaft mit, als sie nicht mehr hausieren ging und als Verkäuferin an der Kasse eines Warenhauses arbeitete. Sie mobilisierte sogar die Verkäuferinnen gegen das Management! Das war für uns ganz überraschend, da wir sie als eher unpolitisch wahrnahmen.

Anders verhielt es sich mit meinem Vater. Er ermunterte mich schon während der Sekundarschule, «Das Kapital» von Marx zu lesen. Wir hatten auch immer linke Zeitschriften im Haus, die Werke von Lenin und die kleineren Schriften von Marx wie «Lohnarbeit und Kapital», die ich ebenfalls schon früh studierte. Vater verbrachte während des Zweiten Weltkriegs viel Zeit im Militär. Nach dem Krieg war er überzeugt, dass die Zukunft in der Sowjetunion liegt. Er fand, dass die Sowjetrussen Europa aus dem ganzen Kriegsschlamassel herausgeholfen hatten. Nach dem Ungarnaufstand sah er auch die ddr aus einem kritischen Blickwinkel. Er fand, dass eine brutale Clique die kommunistischen Ideen einfach übernommen und pervertiert hatte. Ich denke, dass ich deshalb nach dem Fall der Berliner Mauer und des Eisernen Vorhangs nie eine radikale Abwendung vom Kommunismus machen musste. Wenn Ideen nicht adäquat umgesetzt werden, heisst das noch lange nicht, dass sie einfach falsch sind. Das gilt auch für die Aufklärung und die Französische Revolution.

Eine andere, für mein Denken wichtige Person war ein Kollege meines Vaters, der ebenfalls bei der Bahn arbeitete und sehr gebildet war. Damals machten viele Bähnler Abendkurse. Dieser Kollege verstand viel von Pilzen und erklärte mir jeweils auf unseren Waldspaziergängen, um welche Pilze es sich handelte, und wie sie gedeihen. Ich hatte

immer gerne kluge Leute um mich herum, die mir etwas wissenschaftlich erklären konnten. Sie waren mir angenehmer als meine Lehrer, die eine Machtposition zu verteidigen hatten und deshalb weniger diskussions- und kritikfähig waren.

Meine Kindheit verlief unbeschwert. Wir gründeten Indianerstämme und zogen in den Wäldern umher. Ich spielte mit kleinen Indianerfiguren aus Plastik, die in Kaugummipäckchen steckten. Mit ihnen erfand ich Geschichten. Mit richtigen Kasperlefiguren spielte ich Theater für andere Kinder. Das mache ich auch heute noch in meiner Wohnsiedlung in Zürich. Aufs Geschichtenerzählen bin ich durch einen jungen Lehrer gekommen, der uns ermunterte, irgendwelche Sachen von zu Hause in die Schule mitzubringen und darüber etwas zu erzählen. Meine anderen Lehrer in der Volksschule waren wie Panzerfahrer. Sie gingen gradlinig durch den Stoff hindurch und schauten, dass wir in unseren Heften die Seitenränder respektierten. Sie waren nicht speziell repressiv, sondern dämpften unsere Neugierde mehr mit Langeweile. Zu Hause las ich viel: den «Helveticus», ein Sachbuch-Lexikon für Schweizer Kinder, aber auch die Comics mit Tim und Struppi, von denen der Freund meines Vaters eine vollständige Sammlung hatte. Ich liebte Tierbücher, «Das doppelte Lottchen» und andere Kinderromane von Erich Kästner sowie die Abenteuergeschichten von Karl May. Ich schaute viel Fernsehen und machte meine Aufgaben vor dem laufenden Gerät. Das stört mich auch heute noch nicht, nur schaue ich viel weniger fern.

Wann immer ich konnte, spielte ich in Theatergruppen mit. Ich war nie scheu und hatte keine Mühe, vor Leuten zu reden. Ich brachte auch gerne meine Freunde in Gruppen zusammen. Ich bin bis heute beides geblieben: ein Gruppenmensch und ein Eigenbrötler. In Gruppen versuche ich nie, eine Führungsposition zu übernehmen, da fühle ich mich immer unwohl. Wenn ich führe, verliere ich schnell den Überblick und den Zugang zur Sache. Ich bin lieber Aktuar oder Kassier. Wenn ein anderer den Ton angibt, habe ich viel mehr Zeit, zu überlegen, was eigentlich wichtig ist. Daneben muss ich mich in meiner eigenen Welt bewegen können, auf meinen Spaziergängen, auf Velofahrten und beim Lesen eines Buches.

Der Eintritt ins Gymnasium war mühsam. Der Kanton Thurgau ist eine kleine Welt. Mein Vater galt als ein roter Hund. Und der Sohn dieses Volksfeindes wollte nun in die Mittelschule! Es gab eine Polemik in der Presse, nach der ich nicht einmal an die Aufnahmeprüfung hätte gehen dürfen. Da setzte sich der Rektor des Gymnasiums persönlich für mich ein, und ich bestand die Aufnahmeprüfung. Das Ganze hatte sich als Sturm im Wasserglas erwiesen. Aber ich befand mich nun auf dem Prüfstand und musste überall gut sein.

Wir hatten einen Philosophielehrer, der politisch konservativ war, jedoch mit uns das «Kommunistische Manifest» las, nachdem wir ihn darum gebeten hatten. Es beeindruckte mich, wie sorgfältig er bei der Lektüre vorging, wie ein richtiger Liberaler, der den philosophischen Hintergrund einer Sache herauschält, um sie besser beurteilen zu können.

Als Jugendlicher las ich den «Spiegel». So erfuhr ich, wie sich der Underground in Kalifornien entwickelte und was Aufregendes in der Musikszene geschah. Mein Bruder war ein richtiger Fan der neuen Beatmusik. Er besass eine Gitarre und spielte im Nebenzimmer alle Versionen eines Songs durch. Es störte mich nicht, interessierte mich aber auch nicht besonders. Er gründete eine eigene Band, die «Sharks». Ich ging mit an die Feste im Thurgau, wo er auftrat, ich fühlte mich auch wohl mit dieser Musik, aber die ganze Hippiegeschichte ging vorerst spurlos an mir vorbei. Als Marxist konnte ich diese Bewegung nicht in den Klassenkampf einordnen.

Ich machte in einer Gruppe von jungen Gewerkschaftern mit, die an einem 1. Mai ein Theaterstück aufführte, das mein Vater verfasst hatte. Das war 1965. Es ging um die Revolte einer Belegschaft gegen ihren Boss, weil sie die Arbeitermitbestimmung gegen seinen Willen einführen wollte. Sie forderte gleichen Lohn für alle und war bereit, alles miteinander zu teilen. Der Chef kam ihr entgegen. Durch äussere Umstände – ich glaube, es ging um den Kalten Krieg – fiel das Experiment wieder in sich zusammen. Die Botschaft des Stücks lautete: Du kannst nicht irgendwo in einer Fabrik den Kleinkommunismus einführen, während der Rest der Welt in Flammen steht.

Als ich in Zürich mein Studium begann, interessierte mich die Studentenpolitik nicht sehr. Ich

fand, dass mit Studenten – mehrheitlich Bürgersöhne – kein Klassenkampf zu machen sei. An der Uni wählte ich französische Linguistik, Englisch und Deutsch. Ich studierte nicht sehr konzentriert, weil ich arbeiten ging, um das Studium zu finanzieren. Mehrere Jahre arbeitete ich auf der Post und machte Aushilfsjobs für Primarlehrer, die ins Militär gehen mussten. Im Zusammenhang mit der Abstimmung über das sogenannte ETH-Gesetz führten die Studenten im Kanton Thurgau eine Kampagne durch. Als sie mich anfragten, ob ich mitmache, sagte ich unter einer Bedingung zu: «Wenn wir für Studenten Mitbestimmung fordern, dann auch für die Arbeiter!» Dann führten wir die Kampagne tatsächlich in diesem Geist durch und bezeichneten uns fortan als *Arbeitsgemeinschaft Thurgauer Lehrlinge, Arbeiter, Schüler und Studenten* (ATLASS). Wir entwarfen ein umfassendes Mitbestimmungsprogramm und beschlossen, unsere Sache den Arbeitern zu erklären. Wir verteilten Flugblätter, die Anklang fanden. Die Arbeiter hatten noch nie erlebt, dass ihnen frühmorgens um sechs vor den Toren der Fabrik Flugblätter in die Hand gedrückt wurden. Wir redeten auf sie ein, dass sie für sich selbst Mitbestimmung fordern sollten. Wir versprachen ihnen, unsere Kampagne nach der Abstimmung über das ETH-Gesetz weiterzuführen. Dieser politische Handel stiess auf positives Echo. Mein Vater fand das Vorgehen auch gut und unterstützte es in den Gewerkschaften. Plötzlich hatten wir im Kanton Thurgau eine Bewegung mit gegen 150 Leuten!

Was wir von atlans im Thurgau machten, war sicher von den 68er-Ereignissen in Zürich inspiriert. Auch dort kam es zu einem Bündnis quer durch die sozialen Schichten. Ansonsten hatte ich mit dem heissen Sommer 68 in Zürich nicht viel zu tun. Ich verreiste nämlich für ein paar Wochen in die Tschechoslowakei und wollte mir ein Bild über den Prager Frühling machen und darüber, was es mit dem drohenden Einmarsch von sowjetischen Truppen auf sich hatte. Ich verbrachte Juli und August in Prag. Ich wohnte in einem günstigen Studentenheim und diskutierte mit Leuten aus dem ganzen Ostblock, vor allem mit Studenten aus der ddr. Für sie war ich der Westler. Wir waren uns in vielem einig, auch in der Ablehnung ihrer kuriosen pseudo-sozialistischen Regimes. Ihre Faszination für westliche Konsumgüter war immens, was ich gut verstehen konnte. Als die Russen immer näher rückten und nur noch zwanzig Kilometer vor der Grenze standen, kehrte ich über Wien in die Schweiz zurück.

Wieder zurück im revolutionären Thurgau vertiefte sich unser Kontakt zu den Arbeitern. In der Lastwagenfabrik Saurer in Arbon bauten wir eine Arbeitergruppe auf, die fast wie eine Gegengewerkschaft funktionierte. Mit dabei waren spannende Leute aus Norditalien. Die fanden, wir könnten nicht so alleine weitermachen, sondern müssten uns mit anderen zusammenschliessen. Wir suchten ähnlich gesinnte paragewerkschaftliche Studentengruppen und stiessen auf den *Gruppo autonomo* im Tessin, eine Gruppierung, die Niederlassungen in Zürich und Genf hatte und auch schon über Streikerfahrungen verfügte. Zusammen mit weiteren Gruppen bildeten wir ein schweizerisches Netzwerk von neuen Arbeiterinitiativen, die wie wir Selbstverwaltung propagierten.

Wir von atlans gründeten eine WG und mieteten zu diesem Zweck eine günstige Vierzimmerwohnung bei Arbon. Den Mietzins teilten wir untereinander auf. Es war keine typische WG. Jeder von uns hatte noch einen anderen festen Wohnsitz. In der WG übernachtete, wer gerade da war. Sie war unser Zentrum, wo wir Spaghetti kochten, unsere Sitzungen abhielten und Schulungskurse durchführten, vor allem mit unseren Lehrlingen.

Die Zusammensetzung von atlans war sehr heterogen. Manchmal waren alle Gruppen vertreten, dann hatte es von der einen mehr als von der anderen. Am Schluss waren es fast nur noch Studenten und Arbeiter. Die Mittelschüler waren die Ersten, die wir verloren haben. Das Gute an unserem Klub war, dass alle machen konnten, was sie wollten. Wir erhielten viel Feedback, auch böses natürlich! Nicht nur von rechter Seite, sondern auch von der sp, die uns vorwarf, wir würden die Gewerkschaften kaputt machen. Doch mein Vater und ein paar Genossen standen in der sp für uns ein. Wir mischten uns immer wieder in Abstimmungskämpfe ein; zum Beispiel zur Zeit der sogenannten Überfremdungsinitiative von Schwarzenbach im Jahre 1971 oder bei der 40-Stunden-Initiative der *Progressiven Organisationen der Schweiz* (POCH). Es war gar nicht einfach, unsere Arbeiter von einer Reduktion der Arbeitszeit zu überzeugen. Einer fragte: «Was mache ich dann mit diesen vier gewonnenen Stunden? Ich habe jetzt schon zu viel Zeit für meine Kaninchen!» Die Verhältnisse waren nicht mehr wie in den Dreissigerjahren, als die Arbeiter aus Erschöpfung fast umfielen, wie mein Vater mir noch erzählte. Die Arbeitsbedingungen wurden nach dem

Krieg deutlich besser, und ab den Sechziger- und Siebzigerjahren kamen neue Themen auf: die Fremdarbeiter, der Feminismus und die Ökologie. Wir bauten nicht nur Brücken zu den Fremdarbeitern, sondern auch zwischen ihnen. Ich erinnere mich an ein 1.-Mai-Fest, an das viele Arbeiter kamen, die wir nicht kannten. Es waren Türken und Griechen, die unbedingt miteinander tanzen wollten, was zu Hause in ihren Ländern nicht möglich gewesen wäre.

Es gab aber auch immer wieder Phasen, wo wir in atlass nur noch zu zweit waren, der Peter und ich. Dann waren wir äusserst deprimiert. Doch immer, wenn wir den Klub auflösen wollten, sagten wir uns: «Auch wenn wir zu zweit sind, stimmt es ja doch, was wir machen!» Und dann waren wir wieder zu dritt, zu viert, und plötzlich waren erneut dreissig Leute dabei. Wir lernten daraus, dass man einfach weitermachen muss, wenn Grundidee und Richtung stimmen. So schufen wir Kontinuität – vor allem auf dem Land. Ich verhielt mich dabei wie ein Physiker: Auch wenn ein Experiment mehrmals misslingt, heisst das noch lange nicht, dass die Versuchsanordnung falsch ist. Der Physiker sagt einfach: «Der Versuch ist noch nicht abgeschlossen.» Ende der Siebzigerjahre hat uns der Prozess der Deindustrialisierung den Boden unter den Füßen weggezogen. Fabrikagitation machte nun keinen Sinn mehr. Doch die sozialen Widersprüche existierten weiter, wenn auch in neuen Bereichen, in der Energiepolitik etwa oder in den Geschlechterbeziehungen. In dieser Zeit löste sich unser gesamtschweizerisches Netz von Arbeiterinitiativen auf. Einige der damaligen Aktivisten traten später den Gewerkschaften bei und stiegen bis in deren Spitzen auf.

Ich konzentrierte mich nun auf mein Studium. 1978/79 verbrachte ich ein Jahr in New York, um meine Englischkenntnisse zu vertiefen, damit ich später an einem Gymnasium unterrichten konnte. Es war gerade die Zeit, als in den USA der Störfall im Atomkraftwerk Three Miles Island für Aufregung sorgte. Ich fragte mich, ob ich New York nicht wieder fluchtartig verlassen sollte. Doch die Anti-AKW-Aktivisten, die ich in Brooklyn kennengelernt hatte, blieben cool. Es kam nicht zu Panik. Ich machte beim Aufbau der lokalen Anti-AKW-Gruppe mit und schloss Freundschaft mit Leuten aus der amerikanischen Linken. Zurück in der Schweiz gab ich meinen Wohnsitz im Thurgau auf und liess mich in Zürich nieder. Nach dem Studium war ich arbeitslos. Dann arbeitete ich ein paar Monate in der Alternativbeiz Palme im Service und schrieb an meinem Buch «Weltgeist Superstar». Damit hatte ich in New York begonnen – eine Mischung aus Science Fiction und Szenaroman mit Marx, der in einem Raumschiff im Weltall kreist. Das Manuskript las ich kapitelweise meinen WG-Genossen an der Reitergasse vor. Als ein Verleger zu uns auf Besuch kam, war er davon so angetan, dass er das Buch sogleich im Stroemfeld Verlag herausbringen wollte. Ich dachte aber keinen Moment daran, Schriftsteller zu werden, und entschied mich für ein Pseudonym. Im Telefonbuch schaute ich nach, welches die häufigsten Einträge waren: Peter, Paul, Meier und Müller. Das ergab p. m. Das Buch kam heraus und wurde sofort ein Erfolg, es gab auch rasch eine Taschenbuchausgabe bei dtv.

Als 1980 in Zürich die Jugendunruhen begannen, trat ich gerade meine Stelle als Gymnasiallehrer an, die ich bis heute inne habe. An den Demos traf ich manche meiner Schüler. Die Jugendbewegung der Achtzigerjahre wurde noch stark von älteren 68er-Aktivisten geprägt, auch wenn das die 80er-Aktivisten nicht gerne hören. Die 68er unterstützten die militanten Jugendlichen im Hintergrund mit Ideen und bei der Herstellung von Druckerzeugnissen. Die 80er-Bewegung bewirkte einen enormen Schub im kulturellen und privaten Bereich. Es kam nochmals zu zahlreichen WG-Gründungen in den innerstädtischen Wohnvierteln von Zürich: die Besetzung der Hellmutstrasse und der Rebhügel-Siedlung, aber auch von Häusern an der Bäckerstrasse und in Wiedikon. Auch wurde eine Reihe von kleineren Wohnbau-Genossenschaften gegründet. Neu war, dass einige der WGs sich in kulturelle Treffpunkte wandelten – mit Volxküchen und spontanen Konzerten. Die besetzten Stauffacher-Häuser waren eine Art bewohntes politisches Zentrum. Im Gegensatz dazu waren die WGs der Siebzigerjahre noch viel privater gewesen. Man diskutierte im kleinen Kreis, rauchte Hasch und hörte Musik ab Schallplatten. Als die 80er-Bewegung startete, wusste man bereits, dass ein Leben im Kollektiv funktionieren kann.

Nach den Jugendunruhen und dem Abriss des AJZ, des Autonomen Jugendzentrums in Zürich, dachte ich: «So, jetzt haben wir mit der Räumung des AJZ eine lustige Abschiedsshow von den 68er-Jahren erlebt. Die Gegner hatten die Nase voll von uns, und wir hatten genug von uns selber und von allen anderen auch. Was machen wir jetzt?» Es

galt, über die Runden zu kommen. Viele machten einen Perspektivenwechsel durch, Familie oder Job rückten in den Vordergrund. Einige gingen sogar ins Bank- und Versicherungswesen. Das fand ich in Ordnung: «Wenn etwas nicht geht, dann geht es halt nicht.» Was mich hingegen störte, war diese Haltung, dass alles falsch gewesen sei. Ich verfasste eine Liste von dem, was richtig war. Anstatt ein politisches Traktat zu verfassen, schrieb ich allen Begriffen meiner Liste andere Namen zu wie «bolo» für Heimat oder «ibu» für Mensch. Ich machte mich also daran, eine neue Sprache zu erfinden, um einen Entwurf für eine visionäre Gesellschaft zu formulieren. Der Jargon der kommunistischen Aufbaugruppen der Siebzigerjahre und die Schlabbersprache der sp hatten ausgedient. Die 80er-Bewegung hatte uns älteren Aktivisten gezeigt, wie man mit neuen Ausdrucksformen die alten Inhalte besser transportieren kann.

Aus den ersten Entwürfen entwickelte ich schlussendlich einen Bauplan für das planetarische Projekt «bolo'bolo»: Die ganze Menschheit lebt in überschaubaren Einheiten von nicht mehr als fünfhundert Leuten. In diesen bolos erhalten alle ibus Unterkunft, medizinische Betreuung, täglich zweitausend Kalorien, alles, was sonst zum Überleben nötig ist, und noch viel mehr. Kein ibu kann aus seinem bolo vertrieben werden, hingegen darf es selbst sein bolo jederzeit verlassen und wieder dorthin zurückkehren. Das bolo ist das Heim des ibu auf dem Raumschiff Erde. Selbstversorgung bedeutet in den bolos keineswegs Isolation oder Verzicht. Die bolos sind im Gegenteil Zentren vielfältiger Beziehungen nach aussen. Die bolos können – gerade weil sie selbständig sind – frei wählen, ob sie mehr oder weniger autark oder kooperativ sein wollen.

Als das Büchlein «bolo'bolo» im Paranoia City Verlag in Zürich 1983 herauskam, verbreitete es sich schnell in der Alternativszene im In- und Ausland, erlebte diverse Auflagen und wurde in mehrere Sprachen übersetzt. Die bolo'bolo-Fans waren wohl angetan von der wunderbaren Aussicht, in Zukunft in einer mittelgrossen Stadt unter einer Vielzahl von bolos das ihnen passende auswählen zu können: vom Sym-bolo, Les-bolo, Play-bolo, Vegi-bolo, Ara-bolo, Hebro-bolo, über Dia-bolo, Hasch-bolo, Modul-bolo, Maso-bolo, Biblio-bolo bis hin zum Clean-bolo, Anonymo-bolo, Baby-bolo und zu den Banal-bolos, die von sich selbst nichts wissen und von denen nichts bekannt ist, weil sie nicht einmal einen Namen haben.

Doch sechs Jahre nach der Veröffentlichung von «bolo'bolo» war mein Fazit ernüchternd: Gemäss Fahrplan von 1983 hätten alle ibus dieser Welt schon längst in bolos leben müssen. Die Vierzigstundenwoche, Luftverschmutzung, AKWs und einengende Staatsgrenzen sollten nur noch unangenehme Erinnerungen sein. Als Prophet hatte ich jämmerlich versagt. Die Idee von bolo'bolo hatte sich nicht nur als unwirksam erwiesen, sondern alles ist noch schlimmer geworden: Die planetare Arbeitsmaschine lief auf Hochtouren und hatte uns fest im Griff, die Autoimporte erzielten neue Rekorde, eine Umweltkatastrophe reihte sich an die andere – Waldsterben, Tschernobyl, Ozonloch –, und für die Neunzigerjahre bis hin zu meiner Pensionierung zwischen 2010 und 2020 sind keine grösseren Veränderungen in Sicht!

Ich bezweifle deshalb, dass 1968 politisch die grosse Wasserscheide war. Es gibt viele Länder, die keine 68er-Bewegung hatten, und trotzdem ist dort viel Interessantes geschehen. Am meisten hat sich bei uns die Kultur geändert. Das ist gerade der Bereich, der mich damals am wenigsten interessierte –, also die Art der Kleidung, die Musik und die Umgangsformen. Ich denke, das wäre auch ohne 68er-Aufbruch geschehen. Der Mensch wäre nicht immer im Dreiteiler herumspaziert. Die Lifestyle-Revolution wurde von der Wirtschaft übernommen und aufgesogen. Es ist weiter auch nicht schlimm, wenn heute mehr per Du als per Sie verkehrt wird. Im politischen System hat sich in der Schweiz nicht viel verändert. Es gibt heute zwar die Grünen, aber die wurden inzwischen schon dreimal weichgespült und sind Sozialdemokraten geworden. Wenn sich etwas verändert hat, dann am ehesten noch im subpolitischen Bereich – zum Beispiel im Genossenschaftswesen. Vielleicht muss man theoretisch wieder bei Marx ansetzen und ihn neu lesen. Oder es wie einige der amerikanischen Linken machen, die in die Zeit vor der Russischen Revolution zurückgehen und beim unorthodoxen Marxisten Anton Pannekoek anknüpfen.

Im Alter will ich mich auf keinen Fall irgendwo in ein Häuschen auf dem Land zurückziehen. Schön wäre es, wenn ich bei einem weiteren gros-sen Wohnprojekt eine Rolle spielen könnte, sei es als Götti oder Onkel oder als einer, der ein wenig schreibt oder einen Film

macht. Ich möchte Leute unterstützen, die noch etwas mehr Power haben als ich. Es ist einfach wichtig, dass man sich immer wieder mit der Frage beschäftigt, was denn urbane Lebensqualität ausmacht, welche Qualitäten bereits existieren und welche neu geschaffen werden können. Das ist die beste Strategie im Kampf gegen die sich ausbreitende gesichtslose Suburbanisierung. Man soll den Leuten ihr Einfamilienhaus nicht wegnehmen. Das Stadtleben muss so attraktiv werden, dass sie von selbst urban leben möchten. Und das ist heute nicht der Fall. Die Städte sind zu wenig gesund und zu wenig attraktiv. Auch wird zu viel gearbeitet. Die Leute haben gar keine Zeit für das Leben. Wir müssen überlegen, was wir mit dieser wenigen Zeit, die wir haben, hinkriegen. Man muss viele Leute sein, damit wenig Zeit optimal viel bringt. Das ist Ökonomie. Später, wenn wir dann mehr Zeit haben, ist es leicht. Aber alle Anfänge sind bekanntlich schwer. Wir müssen uns mit der Situation auseinandersetzen, wie sie sich uns momentan präsentiert.

Um vom Fleck zu kommen, schlage ich die schleichende Einführung des wirtschaftsfreien Mittwochs vor. Traditionellerweise werden Länder befreit, wobei die Resultate nicht immer überzeugen. Warum nicht einmal Tage befreien? Um die bolo-Revolution vorzubereiten, brauchen wir eine Lernphase. Der Lerntag könnte der Mittwoch sein, er wäre arbeits-, fernseh-, auto-, zeitung- und schulfrei. Der Lerntag könnte eine ruhige Mitte bilden und die Arbeitswoche in zwei verdauliche Brocken teilen. Langsamkeit wäre sein Prinzip. Er würde Zeit für Gespräche, Zusammenkünfte, gegenseitige Hilfe bieten. Nachbarn werden zum Essen eingeladen, jedes Haus ist ein offenes Haus. Väter und Göttis haben Zeit für Kinder ohne den Wochenendstress. Kontakte zu Bauernhöfen könnten geknüpft werden. Gemeinsam könnten auch gewisse ökologische Umbauarbeiten vorgenommen werden. Es wäre der ideale bolo-Tag. Allmählich würde auch der Dienstag angeknabbert, der Donnerstag und der Freitag befreit. Vielleicht bliebe dann nur noch der Montag als einziger Tag für externe Arbeit übrig ...

*Aus: Heinz Nigg. Wir sind wenige, aber wir sind alle. Biografien aus der 68er-Generation in der Schweiz. Zürich 2008: Limmat Verlag. S. 420ff.*